

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 5 (1900-1901)
Heft: 9

Artikel: In die Fremde : (eine Plauderei)
Autor: Döbeli, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In die Fremde.

(Eine Plauderei.)

Darf ich wohl meinen jüngern Kolleginnen, die in dieser lieblichen Sommerszeit zum ersten Mal den Flug in die Fremde wagen, zum Trost im folgenden einige meiner Reise-Erlebnisse mitteilen? Andern aber, die schon „draussen“ gewesen sind, werden meine Zeilen vielleicht eigene Erinnerungen aller Art wachrufen, und sie werden mit mir des tiefinnigen Wortes unseres verehrten Dichters, Professor O. Sutermeister, gedenken:

O wunderthätige Zeit!
In milde Ferne rückt sie mälig alles Leid,
Indes sie, was das Herz einmal entzückt,
In immer goldeneres Licht uns rückt!

Es war im Herbst 1898. Nur wenige Wochen noch blieben mir vor meiner Abreise nach England, wohin ich Ende September als Erzieherin gehen sollte für wenigstens ein Jahr. Wohl hatte ich von Kolleginnen die Schönheit des Landes und in mancher Beziehung auch den Charakter seiner Bewohner rühmen hören, wohl hatte ich hier und dort recht verlockende Beschreibungen von der Gemütlichkeit des englischen Familienlebens gelesen — aber eine Art Bangen und Grauen vor der Zukunft konnte ich doch nicht überwinden, hatten mir doch die Söhne Albions nebst ihren langen dünnen Gattinnen und löwenähnigen Misses noch stets einen ganz eigenen Eindruck gemacht, wo ich etwa auf Reisen in der Schweiz mit ihnen zusammen gekommen. Konnten diese Menschen, die die Nasen im Bädeker vergruben, während man an den grossartigsten Gebirgspartien, den lieblichsten Seegeländen vorbeifuhr, die auf die arrogante Weise und mit einer *L'état c'est moi*-Miene in den Bahnwagen die besten Plätze für ihre unzähligen Schachteln und Vogelkäfige behaupteten, und die so oft mit den Gepäckträgern und Droschkenführern fast ins Handgemenge kamen, wenn diese nicht aus reiner Begeisterung und Humanität ihre Dienste leisten wollten — *könnten* diese Menschen zu Hause für Schönes empfänglich, gemütlich sein? Und all die Geschichten von halbverhungerten, schlechtbezahlten, von ihren Zöglingen fast zu Tode geplagten Gouvernanten? erfunden waren die doch wohl auch nicht! Und nun sollte auch ich hinein mitten in das vom heimischen so durch und durch verschiedene Leben!

Unerbittlich schnell verflog meine letzte Zeit im trauten Daheim in Bern. Die bunten Astern, sonst meine Freude, erblühten viel zu eilig und viel zu früh rieselte das rotgoldene Herbstlaub hernieder. Dann letzte Vorbereitungen, letzte Abschiedsbesuche — als eben am Tag vor meiner Abreise die Kunde vom grossen Streik der Eisenbahnangestellten in Frankreich die Blätter durchflog. Und durch Frankreich musste ich — wenn man nun nicht durchkonnte? Ein Hoffnungsstrahl blitzte in mir auf — fast *hoffte* ich, der Streik werde so „grässlich“, dass ich einfach noch weitere acht Tage bei den lieben Meinen bleiben müsse. Aber ach, eine schleunigst an das Verkehrsbureau gesandte Deputation kam mit der Meldung zurück, die Linie Dijon—Paris—Dieppe sei — leider! — einstweilen noch ganz fahrbar. So blieb mein in Gedanken schon entworfenes Telegramm: „Abreise verschoben — Streik in Frankreich“ nur ein kurzer, schöner Traum und geschieden *musste* sein vom Mütterchen und den beiden Schwestern, die liebevoll noch dies und jenes ausdachten und besorgten, was mich auch in der Fremde wie Heimatluft umgeben sollte. Wie werde ich sie alle wiederfinden? Ein Jahr der Trennung ist so lange! —

Und bald schon hastete der Zug unaufhaltsam hinaus über die Brücke, einen letzten Blick warf ich auf das in Herbstfarben prangende Aarethal, auf mein liebes, altes Bern, auf den zuletzt auch entschwindenden Turm des Münsters. Wie wird alles sein, wenn seine Glockenklänge in der Sylvesternacht feierlich das Land ringsum erfüllen, wenn sie Ostern und Pfingsten einläuten, wie wird es sein daheim und in der Fremde?

Von solchen Gedanken erfüllt beinerkte ich erst nur wenig von der Lieblichkeit der herbstlichen Landschaft um mich her, zudem klatschte bald heftiger Regen gegen die Scheiben und hüllte alles in düsteres Grau. Wie entsprach doch die Farbe so gut meiner Stimmung! Aber wie tröstlich war mir's dann, als auf einmal der trübe Nachmittag sich aufhellte und als sich mir dem ganzen Neuenburgersee entlang ein unvergesslicher Anblick bot: vom wieder blau gewordenen Himmel leuchtete ein so reiches, volles Abendgold herunter auf die ganze Kette der Alpen, dass immer neue Gipfel aufstrahlten in rosigem Glanz. Es war, als wollte mir mein Vaterland noch einmal sein schönstes Kleinod zeigen zum letzten Abschiedsgruss. Denn nachher senkte sich leise die Nacht hernieder auf nah und fern, mir mild die Stelle verhüllend, wo ich meine liebe Schweiz verlassen musste.

Und als es nun einmal überstanden war, da siegte auch nach und nach meine alte fröhliche Stimmung wieder über alle die regentrüben Gedanken, besonders als sich meine junge, hübsche Reisegefährtin gegenüber als eine Waadtländerin zu erkennen gab und fragte, ob sie sich mir anschliessen dürfe, da auch sie nach Paris reise. Das traf sich ja herrlich — so nahm ich gleich ein lebendiges Stück Vaterland noch mit, und fröhliches Geplauder verkürzte uns die Reise bis Pontarlier. Wie fremd kamen uns hier beim Umsteigen die französischen Waggons vor mit ihren nur zwei, der Breite nach sich erstreckenden Bänken und der wenigen schlechten Luft. Da geht es in unsren schweizerischen grossen Bahnwagen doch viel lebhafter zu, besonders wenn man das „Glück“ hat, etwa an einem Sonntag eben mit einer von einem Fest heimkehrenden Musikbande innert denselben vier Wänden zu sitzen und so das ganze Programm noch einmal durchdröhnen zu hören.

Aber die Fahrt in die rabenschwarze Nacht hinein war lang und so war es uns eben glücklich gelungen, uns im *Traum* wenigstens in die Heimat zurück zu versetzen, als lautes Rufen und Durcheinanderrennen uns aufschreckte. War's der Streik? Nein, nur ein neuer Wagenwechsel. Wir waren in Dijon. Da es sich aber nicht nur „unter Palmen“, sondern auch am Leman- und Aarestrand nicht ungestraft wandeln lässt — wenigstens nächtlicherweise in einem französischen Eisenbahnwagen — mussten wir unsere Traum-Abstecher teuer bezahlen: alle Waggons waren schon voll, der Zug für Paris zum Abfahren bereit. Mit aller mir nur zu Gebote stehenden Überzeugungskraft und mit jedenfalls übermannender Schleunigkeit erklärte ich aber einem der Bahnangestellten, wir *müssten* mit, ich *müsste* morgen in England sein. So riss er denn das erste beste Coupé auf und wir landeten richtig — in einem „Raucherabteil“, wo etwas unheimlich dröhnte. „Misericordia!“ dachte ich und etwas Französisches entrang sich den Lippen meiner Gefährtin. Aber „*Ça n'fait rien!*“ meinte der draussen, die Thüre zuschmetternd, und dieser Weltanschauung mussten wir uns eben wohl oder übel auch fügen — natürlich! Das gab nun eine herrliche siebenstündige Fahrt bis Paris! Jetzt war's erst Mitternacht, aber an eine Fortsetzung unserer Träume war nicht zu denken, dafür sorgten die beiden

fumeurs, die in tiefem Schlaf der Länge nach auf den beiden Bänken ausgestreckt lagen, sodass uns nur je ein ganz winziges Sitzplätzchen zu ihren Füssen übrig blieb. Es war empörend, all den gerühmten Frauenrechten Hohn sprechend! Und dabei durften wir nicht einmal gut schweizerisch „reklamieren“, warum hatten wir geträumt! Ja, nicht einmal an eine Art Schlummer war mehr zu denken, so schauderhaft — grässlich, so allübertönend *schnarchten* nämlich unsere beiden „Herren der Schöpfung“, der eine kurz, empört, energisch, der andere lang, elegisch, voll sanfter Klage und liebevollen Vorwurfs — es war köstliche Metrik in seiner Art, wahrhaft erhebend, jambisch — aufstrebend. Wir fingen ob der Lufterschüttung ordentlich an Durchzug zu leiden an und eine heimatliche, glückselige Erinnerung überkam mich: lebhaft stand ich wieder an einer unserer Sägemühlen im Gebirge und hörte wieder das Ächzen und Schnarren des schweren Eisens, das langsam, regelmässig seinen Weg hineinbahnt in den harten Tannenstamm. Ob nicht mit der Zeit ein genialer Kopf auch solche *Schnarchleistungen* utilisiert? denn unwillkürlich kam mir das Wortspiel in den Sinn: si six scies scient six cigares, six cent six scies scient six cent six cigares! Wer weiss! wir stehen ja an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts.

Solche Gedanken nebst Betrachtungen über das, was einem die Parzen alles so nebenbei in das Lebensgarn wickeln können, erfüllten mich ganz, bis die mit grosser Konsequenz durchgeföhrte Sägerei da neben uns doch endlich wie ein Schlaflied auf uns wirkte. So sahen wir uns erst in der Nähe von Paris die Welt wieder etwas näher an, immer noch mit der leisen Hoffnung, hier endlich werde es heissen, man könne des Streiks wegen nicht weiter und jeder thue am besten, mit dem nächsten Zug dorthin zurückzufahren, wo er hergekommen. Ich gestehe, dass mir diese *force majeure* in meiner Peter in der Fremde-Stimmung gar nicht so schrecklich vorgekommen wäre. Aber es passierte nichts Ausserordentliches: in der schönsten Ordnung fuhren wir in den Arbeitervorstädten der Seine-Stadt und dann in dieser selbst ein. Hier nahm ich am Zollamt bald mit heimlichem Vergnügen wahr, dass man dem biedern Berner-Mutz besser traute als der waadtändischen *Liberté*, denn während diese mit offenbarem Unbehagen einen imposanten Vorrat von vaterländischen Trauben „entwickeln“ musste, fragte mich der Beamte mit Röntgenstrahlblicken einfach: „Fromage, jambon, tabac, cigares, cigarettes?“ Mir kam diese nahrhaft-pikante Zumutung so gelungen vor, dass ich halblachend sagte: „Oh non!“ worauf der Brave zu meiner grossen Verwunderung mit einem: „Vous êtes gentille!“ davon trabte, ohne auch nur eines meiner Gepäckstücke öffnen zu lassen. Wenn es mir überall so leicht gemacht würde „in der Fremde!“

Aber nun musste ich mich von meiner freundlichen Reisegefährtin trennen. Wie bedauerte ich, dass ich von nun an die anheimelnden Schweizerzüge vermissen musste, und wie gut konnte ich Gottfried Keller nachfühlen:

Als ich fern dir war, o Helvetia,
Fasste manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

Und dass mir speciell eine *Tochter* Helvetias lieber gewesen, wird man leicht verständlich finden.

So setzte ich denn meine Reise allein fort, d. h. zunächst per Droschke die Strecke vom Süd- zum Nordbahnhof. Das war ein Leben und Treiben in den schönen, regelmässigen Strassen, obschon es wenig nach 8 Uhr morgens

war! Kaum am „Meitschimärit“ oder am Sylvesterabend sieht Bern annähernd so belebt aus. Hier drängten sich Reklamenträger aller Art neben Gemüse- und Milchwagen vorbei, da kamen die zahllosen Fussgänger mit den Omnibus und Trams, den schweren Güterwagen und flüchtigen Velos fast ins Gedränge, dort rief einer Fische aus und hier gestikulierten zwei sich mit gallischer Lebhaftigkeit etwas vor, kurz, es war ein rastloses Durcheinander, nirgends hiess es gutbernerisch: „Nume nid g'schprängt!“ Und all die hohen, stattlichen Gebäude, die grossen, mit Statuen geschmückten Plätze, weit drüben in der Ferne der Arc-de-Triomphe in Stein und ganz nahe hier und dort ein solcher in schön gemalten Augenbrauen über blitzenden Pariserinnenaugen — wie anders alles als daheim und wie schade, dass ich all das Interessante nur so durchheilen musste!

Denn bald trug mich der Zug weiter durch das liebliche Nordfrankreich, das noch kaum Spuren des kommenden Herbstes zeigte und dessen schönste Stellen eines Plätzchens in der Schweiz wohl wert wären. In Dieppe dann wartete schon der Überfahrtsdampfer. Mit welch sonderbarem Gefühl doch eine an soliden Boden gewöhlte Bernerin solch einen schaukelnden Koloss betritt! Und dann all die Scenen vor der Abfahrt, das Knarren der das Einladen des Gepäcks besorgenden Krähne, das Umhereilen der sonnengebräunten Matrosen, der eigentümliche Ölgeruch der gewaltigen Maschinen, die wie ungeduldige Ungeheuer schon glühen, dampfen und schnauben, endlich eine mächtige, alles durchdringende Erschütterung — und das Schiff hat seine fünfstündige Reise nach Newhaven begonnen.

Welche Feder genügte, um die Empfindungen zu schildern, die uns durchziehen beim ersten Anblick des Meeres! Ernst und feierlich stimmen zuerst die weiten, grünen Wasser ringsum und wie ein Nichts im unendlichen All kommt man sich vor, wenn endlich keine Küsten mehr zu sehen sind und nur der Himmel sich noch dehnt über der glänzenden, unabsehbaren Fläche. Aber nach und nach überwiegt den ernsten Eindruck die Freude an dem unbeschreiblich schönen, immer wieder neuen und sich verändernden Wogen und Spielen der Wellen. Wir zwar hatten es an jenem Tag nicht besonders günstig getroffen, denn selbst sturmerprobte Engländerinnen erklärten, es werde eine bewegte Überfahrt geben bei der immer heftiger aufbrausenden See. Noch am vorherigen Tag hatte der Verkehr auf dem „Kanal“ ganz eingestellt werden müssen. So hatten sich auch heute die meisten Passagiere bei Zeiten in die Kabinen geflüchtet. Nur unserer vier „ladies“ und etwa drei schon ziemlich blass und hingebungsvoll aussehende Herren wollten lieber auf Deck bleiben, um die frische Luft und den Anblick des Meeres recht zu geniessen. Es war auch wirklich wundervoll — etwa eine halbe Stunde lang! In langen schwerbetonten Spondeen — ich musste an unsere bernischen Schul-Metrikübungen denken — ging es auf-ab, auf-ab in regelmässigen Zwischenräumen auf den nächsten grünweiss-schäumenden Wellenberg hinauf und dann wieder tosend hinunter in ein tiefes wirbelndes Wasserthal. Es war göttlich schön und mir schien, ich hätte nur immer so weiterfahren wollen, hinauf und hinunter zu sausen. Aber mit der Zeit wurde der Wind so heftig, dass er uns bald trotz allen Anklammerungen (*nicht* an die Herren!) doch fast weggefegt hätte, und zudem schlügen immer höhere Wellen über das Deck herein, sodass wir uns endlich doch zu den Kabinen entschliessen mussten. Und dann war's mit der Pracht *ganz* aus! Aber interessant in seiner Art war das von mir noch nie mitgemachte, fast fünf-

stündige „Festhüttenleben“ da unten ja auch, wenn man schon gewisse Zeilen aus dem Taucher mit der allergrössten Berechtigung an den Eingang hätte schreiben dürfen. Geschah es doch unter anderem, dass jemand sich in tiefem Weh auf ein Bündel legen wollte, welches plötzlich schrie: „Das ist mein Kopf!“ Der einzige Trost für uns „Damen“ war, dass es drüben in der Kabine des *stärkern* Geschlechts nicht viel hoffnungsvoller aussehen konnte. O Bern, mit deinen festen, nie wankenden Strassen!

Doch alles Schwere in dieser Welt geht ja am Ende auch vorüber. Ein reiches, volles Sonnengold, das die englische Küste eben bei unserer Landung weithin erglänzen liess, schien uns entschädigen zu wollen für alles Überstandene und uns herzlichen Wilkomm zu bieten in der Fremde. Sollte es eine gute Vorbedeutung sein?

So suchten wir denn Verstand, Gepäck und Regenschirme wieder zusammen und bald sass ich in dem Zug, der mich meinen Bestimmungsort näher brachte. Eine eingehende Betrachtung englischer Landschaftsbilder hob ich mir für später auf, mein Kopf war zu voll von Zukunftsgedanken aller Art.

An der Endstation erwartete mich denn auch schon der Kutscher in Livree mit einem der herrschaftlichen Wagen, um mich den noch ziemlich weiten Weg nach meinem neuen Heim zu führen. Wie fremd und kalt das alles war und wie eigen es klang: „Good evening, Miss!“ Was hätte ich gegeben um ein einziges freundlich-bernisches „Guten Abe!“ Und nun — durfte ich auf der langen Fahrt wohl mit dem Manne sprechen oder war das in England unter der Würde einer Gouvernante? Ich hatte ja so oft gehört, dass Erzieherinnen in vornehmen Häusern eine so schwere Stellung einnehmen zwischen Herrschaft und Dienerschaft; zur erstern gehören sie nicht ganz, weil sie eben doch noch „Geld annehmen“, über die letztere sollten sie erhaben sein infolge ihrer Bildung und weil man ihnen das Kostbarste, die Kinder, anvertraut. O, wie beneidete ich meine Kolleginnen daheim im Lande, wo das „Allne seit me nune du!“ ja freilich nicht mehr ganz wahr ist, wo aber doch in so vielem noch erfreuliche republikanische Einfachheit und Gleichheit herrscht.

Da machte der grauhaarige Kutscher, der augenscheinlich schon viele solche Expeditionen ausgeführt, meinem Zögern ein Ende, indem er selbst anfing, mir in das offene Gefährt hinein allerlei zu erklären an der Landschaft ringsum, bis er dann mit einer ganz besondern Cicerone-Pädagogik vom Allgemeinen zum Besondern kam und mir meldete, meine beiden zukünftigen Zöglinge, die beiden young ladies, hätten dann schon ganze Generationen von governesses gehabt, lang bleibe keine. („Das klingt ja sehr tröstlich!“ schaltete ich in Gedanken ein.) Aber reich und vornehm sei die Familie, sie halte über dreissig Dienstboten und es sei eine wahre Pracht in den etwa achtzig Sälen und Räumen des Schlosses! Mir wurde immer unheimlicher zu Mut und immer banger klopfte mein Herz, als wir dann bei dem einen Pförtnerhaus des stundenweit sich ausdehnenden Parks ankamen und dessen Bewohnerin mit tiefem Knixen das gewaltige Portal öffnete. Was mochte meiner warten in dem palastähnlichen, hohen Gebäude, das mit seinen Seitenflügeln so stolz und kalt durch die halbentblätterten Wipfel herüberstarre? Schon jetzt fühlte ich den ersten Blick, mit dem mich meine zukünftigen Schülerinnen betrachten würden, um gleichsam schon zum Voraus die gegenseitige Überwindungskraft zu messen, „wir dich? — du uns?“ wird in den beiden Augenpaaren zu lesen sein. Aber ich wollte mein Bestes thun, nicht eine von denen zu sein, die „nicht lang blieben“. Mit

aufrichtigem Wohlmeinen und fast kameradschaftlicher Behandlung von Seiten der Erzieherin lassen sich ja auch die widerspenstigsten jungen Engländerinnen endlich meist zähmen, so hatte man mir gesagt und mit dem wollte ich's denn auch redlich versuchen.

Unterdessen waren wir an der breiten Freitreppe vorgefahren. Drei schwarzbebrackte dienstbare Geister eilten auf mich zu (ich musste trotz allem „innern Elend“ an die Zwinger in Schillers „Handschuh“ denken!) und während zwei sich in die Sorge um mein Gepäck teilten, führte mich der Dritte die prächtige Treppe mit den weissen Marmorriesen empor in die Entrance Hall, die mit ihrer beinahe kirchenähnlichen Höhe und ihrem vornehmen Luxus zuerst einen fast beängstigenden Eindruck auf mich machte. Bald kam denn auch die Mutter meiner Zöglinge — eine hohe stattliche Erscheinung — durch eine der schweren Eichenpforten herangerauscht und nach freundlicher Begrüssung bedauerte sie, dass die beiden Mädchen noch nicht von der Fuchsjagd heimgekehrt seien. Vergebens spähten wir durch die hohen Saalfenster nach den jungen Reiterinnen aus („Tout comme chez nous!“ musste ich unterdessen denken) und so konnte ich mich dankbar für eine Weile auf mein Zimmer begeben, um mich zu sammeln und zu rüsten auf bevorstehende Pflichten.

Jetzt *war* ich so recht und ganz in der Fremde! O Leiden und Freuden eines Berner-Schulmeisters, kommt in euch etwas gleich diesem Gefühl des Verlassenseins, dieser gänzlichen Einsamkeit inmitten fremder Pracht? Ost und West — *daheim* ist das Best!

Und doch — heisst es nicht auch andererseits: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt? War es nicht eben auch herrlich, *dass* ich so viel Fremdes, Eigenartiges an Land und Leuten sehen durfte, dass ich nach einem Jahr heimkehren konnte mit einer Fülle neuer Erfahrungen aller Art, ja, dass die Zeit selbst das, was mich jetzt kalt und unangenehm berührte, später verschönern, vergolden musste mit ihrem Zauberweben der Erinnerung? —

Ansprengender Hufschlag und helle Mädchenstimmen unten riefen mich mit eins zurück in die Gegenwart und als bald darauf ein gemütlicher Thee die zwei goldhaarigen Amazonen und ihre neue Lehrerin zu traumtem Gedankenaustausch vereinigte, als ich allerlei Fröhliches erzählte aus meiner lieben Heimat und meine beiden Zuhörerinnen so eifrig und voll Interesse teilnahmen, da fasste ich so recht von neuem Mut und Vertrauen zu meiner schönen Aufgabe, zu meiner Zukunft „in der Fremde“.

Und meine Hoffnung betrog mich nicht, denn als ich nach etwa anderthalb Jahren für die Fortsetzung meiner Studien in die Heimat zurückkehren musste, folgte mir die rührendste, liebenvollste Anhänglichkeit meiner nun erwachsenen Zöglinge, und noch heute senden sie mir ab und zu nebst andern Zeichen treuen Gedenkens ganze Päckchen sorgfältig geordneter Marken — für das Lehrerinnenheim!

L. Döbeli, Burgdorf.

Mitteilungen und Nachrichten.

Sektionsbericht. Am 11. Mai letzthin hielt die Sektion Bern-Stadt des schweizerischen Lehrerinnenvereins ihre Frühlingsversammlung in Gümligen ab. Die bösen Heiligen, die um diese Zeit zu spuken pflegen, meinten es nicht allzu schlimm mit uns; denn, wenn uns auch die Sonne bis gegen Abend im Stiche